



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erich Schmidts Charakteristiken.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Erich Schmidts Charakteristiken.



achdem Erich Schmidt mit einem Werke großen Stils, seiner zu drei Vierteln vollendeten Lessingbiographie, sich seinen Platz in der Wissenschaft gesichert hat, hat er, auch nach der strengern Auffassung der akademischen Kreise, welche nicht gleich gesammelte Feuilletons als ein „Buch“ gelten lassen wollen, sich das Recht erworben, seine bisher zerstreuten kleinern Schriften vereinigt herauszugeben. Dies ist in dem stattlichen Bände von 500 Großoktav-Seiten geschehen, der unter dem, freilich nicht überall zutreffenden, kurz angebundenen Titel „Charakteristiken“ alle Essays, Studien, Kritiken und Vorträge bringt, welche Erich Schmidt in den letzten zehn Jahren veröffentlicht hat. *) Wird auch dieses Buch vermöge seiner strengen, eine mehr als gewöhnliche literarische Bildung voraussetzenden Eigenart schwerlich in breitere Bildungskreise dringen und wohl am wenigsten in die der Frauen, obgleich der Verfasser, welcher das Werk vier Wiener Damen auf einmal gewidmet hat, diese Hoffnung zu hegen scheint, so wird es jedenfalls dazu beitragen, daß die Bedeutung seiner Methode und seines Könnens rückhaltlos anerkannt wird.

Das wichtigste ist, daß sich Erich Schmidt jener großen Strömung in den Wissenschaften anschließt, welche das Ziel hat, daß jede Einzelwissenschaft möglichst auf die eignen Beine gestellt werde, Hilfsmittel, Methoden der Forschung nicht minder als den letzten Zweck derselben nirgends anders als in sich selbst suche und von dem mit der größten Sorgfalt durchackerten Boden der That-sachen in streng empirischem Fortschritte aufsteige zu jenen allgemeinen Ideen, welche den Schlußstein aller Wissenschaft bilden sollen. Am allerwenigsten dürfen die apriorischen Ideen der philosophischen Ästhetik die Zirkel eines solchen Forschers stören. Er nimmt die Aufgabe des Literaturhistorikers im allerstrengsten historischen Sinne, vielleicht strenger noch als Wilhelm Scherer. Spricht Erich Schmidt über eine literarische Erscheinung, so ist ihm dies niemals, wie sonst allen Schriftstellern, der Anlaß, eine philosophische Idee, eine Weltanschauung, eine künstlerische Lehre an seine Besprechung zu knüpfen, sondern das wie? wann? und warum? des Geschehens geht ihn einzig und allein an. Mit der größten Peinlichkeit werden allgemeine Wendungen vermieden, und zuweilen scheint es, als ob der Verfasser für seine Person eigentlich nichts zu sagen hätte, er selbst verschwindet ganz und gar hinter der Analyse des Gedichtes oder der Charakteristik der Persönlichkeit oder der verblüffenden Fülle gelehrter Daten, welche zur Kennzeichnung des historischen Zusammenhanges des Einzelnen mit seiner Zeit aufmarschiren. Machen diese Gelehrsamkeit und diese unpersönliche Sach-

*) Charakteristiken von Erich Schmidt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886. Grenzboten I. 1887.

lichkeit eine Tugend des Forschers aus, so befremden sie freilich zunächst den mit dem innern Wesen der Methode noch unvertrauten Leser. Denn eine so weit getriebene Unpersönlichkeit in der Darstellung mutet wie Kälte und Gleichgültigkeit des Darstellers gegen seinen Gegenstand an. Die Höhe der Anschauung, von welcher aus Erich Schmidt seine feinen historischen Fäden auffängt, bringt nicht jeder Leser gleich mit, und da ihm keine Dialektik zu Hilfe kommt, so hat der Leser Mühe, mit in die Höhe zu steigen. Die seltene Kunst Erich Schmidts, konkret zu sprechen und zu charakterisieren, erregt Bewunderung, aber da die Fülle der einzelnen Beobachtungen nicht immer durch eine ausgesprochene Idee vereinigt wird, so bleibt dem Leser die Arbeit, sich die Einheit im Bilde der charakterisierten Persönlichkeit erst zu schaffen, was ihm nicht immer gelingen dürfte. Was für ein Reichtum der feinsten ästhetischen Bildung und Einsicht, der mitdichtenden poetischen Anschauung in diesen Charakteristiken verstreut ist, welche Kraft der Unmittelbarkeit in der Apperzeption poetischer Werke diese gedrungene Schreibweise voraussetzt, werden wenig Leser einsehen, da sie meist gewöhnt sind, ästhetische Urteile erst nach einem schöngeistigen Diskurs zu erfahren. Die ganze historische Methode Erich Schmidts setzt aber eine solche Kraft der Unmittelbarkeit wie die Befähigung, mitzudichten, sich lebhaft in fremde Zustände zu versetzen, voraus; denn sie will weniger richten, als erklären, sie will nicht von einem starren ästhetischen Dogma aus die literarischen Erscheinungen klassifizieren gleich dem Botaniker, der sich ein Herbarium anlegt, sondern ihr sind sie Dokumente des menschlichen Lebens, und dieses Lebendige in ihnen, die wirkende Kraft, will als solche erkannt und dargestellt werden. Wer die Geschichte der Wissenschaft halbwegs überschaut, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß diese Methode Erich Schmidts nicht bloß eine natürliche Konsequenz in der Entwicklung der Literaturgeschichte sei, in der die Resultate der Philologie wie der Ästhetik zu einer einheitlichen wissenschaftlichen Anschauung zusammenfließen, sondern er wird auch diese Methode für die gesündeste und fruchtbarste halten. Denn hier weiß jedermann, woran er ist, er hat es immer mit faßbaren Dingen zu thun. Sie verhält sich zu jener der schöngeistigen Enthusiasten, wie die rechte That zum schwachen Wollen.

Von dem reichen Inhalte des Buches wollen wir nun in aller Kürze eine Vorstellung geben. Eröffnet wird die Sammlung der „Charakteristiken“ durch eine Studie: „Faust und das sechzehnte Jahrhundert.“ Anknüpfend an eine Analyse der Widmannschen Fausthistorie werden die Reformation, Luthers Teufelsglaube, die schillernde Gestalt des Hauptvertreters der medizinischen Chemie Philippus Theophrastus Paracelsus Aureolus Bombastus von Hohenheim, der Humanismus, die ganze Erweiterung des geographischen und wissenschaftlichen Horizonts in jener Zeit als die Hauptquellen der Sagenbildung bezeichnet. Der historische Faust stand tief unter demjenigen, den die Phantasie schuf. Aber, wird geschlossen: „es zeugt für den Aufschwung und die Ver-

tiefung des deutschen geistigen Lebens im sechzehnten Jahrhundert, daß die Idee des Forschertitanismus gedacht werden konnte, und es zeugt für unsre damalige poetische Ohnmacht, daß kein Deutscher fähig war, diesen Gedanken künstlerisch zu gestalten." Dem Engländer Marlowe gelang diese Aufgabe, dessen Drama wird dann auch skizziert. Der folgende Aufsatz: „Die Entdeckung Nürnbergs“ teilt interessante Äußerungen von typischen Vertretern der nüchternen Aufklärungsepoché über das ihnen häßlich, finster erscheinende Nürnberg mit, dessen gothische Denkmäler weit weniger ihrem Geschmacke entsprachen als die lineare Regelmäßigkeit der Popszeit, und schließt mit dem Hinweis auf Sulpiz Boisseree und die Romantiker, von denen ab wir Nürnberg als das Schatzkästlein des heiligen römischen Reiches schätzen gelernt haben. „Ariost in Deutschland“ vergleicht nur die Übersetzungen des „Rasenden Roland“ seit Dietrich vom Werder bis auf Kurz und Heyse. „Der Kampf gegen die Mode“ giebt ein farbiges Bild des aus Frankreich im siebzehnten Jahrhundert eingeführten Mamodewesens, des tollen Kleiderluxus, der gezierten Sitten; dann werden die gegen dieses unpatriotische Treiben eifernden Schriftsteller, vor allem der brave Elsäßer Moscherosch, dann der niederdeutsche Lauremberg, der Schlesier Bogau, der Österreicher Abraham a Sancta Clara charakterisirt. Schmidt deutet aber auch merklich die Grenzen dieser Geister an, deren Eifer auch blind werden konnte. „Eine niederdeutsche Dichterin“ entwirft das düstere Bild der unglücklichen Anna Ovena Hoyer (1584 bis 1655). Die „Simplizissimusfeste in Renchen“ beschäftigen sich mit dem genialen Sittenschilderer des dreißigjährigen Krieges, Grimmeßhausen.

Es folgen dann Studien aus der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Der ernste und ehrwürdige Gelehrte und Dichter Albrecht von Haller wird als Vortreter eines großen Reigens gekennzeichnet. Der lapidar betitelte Essay „Klopstock“ darf in Wahrheit auch für seinen Inhalt das Epitheton lapidar beanspruchen: einem Monument gleich hat Erich Schmidt das Bild des frommen Sängers aufgerichtet. Nie haben wir eine so eindringende, alle Vorzüge und Fehler gerecht abwägende Beurteilung der Messiade gelesen — denn wieviele Literaturhistoriker selbst haben noch die Geduld, sie zu lesen? Schon zu Lebzeiten war Klopstock übrigens mehr gerühmt als gelesen, was sich Lessing bekanntlich nicht wünschte. Schmidt nimmt eine mittlere Stellung zu Klopstock gegen die leidenschaftliche, fast wie in persönlichem Hass geschriebene Kritik Danzels und gegen die anachronistische Parteinahme Mundlers (der sich ja auch für Richard Wagners Poesie begeistert) ein. Wie man Versvarianten lebensvoll zur Charakteristik eines Dichters ausnutzen kann, lehrt Schmidts Behandlung der Klopstockschen Oden in diesem Meisteressay. „Ein Höfling über Klopstock“ teilt ein schon D. F. Strauß bekanntes, aber wenig von ihm benutztes Memorandum über des Dichters Aufenthalt und Betragen am badischen Hofe aus der Feder des Prinzenenerziehers Ring mit. Das Schriftstück war an Freund Wieland gerichtet, und Schmidt sagt darüber: „Sie zeigt uns nicht nur das Verhalten der

Höflingspartei gegen den begünstigten Dichter, das durch ein wahrhaft nobles, über kleine äußere Anstöße hinweggleitendes Benehmen des Fürsten beschämt wird, sondern wirft auch Licht auf Klopstocks Wesen und Treiben. Diese Beleuchtung ist nicht die unsrige, weder Tagesbeleuchtung noch Fackelbeleuchtung, vor allem keine Totalbeleuchtung; es ist vielmehr, als ob ein kleines Menschenkind mit einer qualmenden Lampe vor eine große Statue tritt; sein Flämmchen an ein paar ungefällige Flecken hält, zugleich aber auch helle Partien mit Ruß beschwärzt.“ Der Aufsatz „Aus dem Liebesleben des Siegwartdichters“ führt uns in die bodenlose Sentimentalität des Romanschreibers Martin Miller, dessen jämmerliche Haltlosigkeit und Philisterei auf Grund seiner in der Münchner Staatsbibliothek erhaltenen Tagebücher und Briefe — vielleicht etwas zu breit — geschildert wird. Ganz neu ist die ausgezeichnete Untersuchung über Bürgerers „Lenore,“ die mit dem hübschen Aperçu eingeleitet wird: „In den drei vornehmsten Literaturländern Europas haben zu verschiedenen Zeiten die größten Dichter der volkstümlichen Dichtung einen liebevollen Respekt gezeigt, indem sie ihr Kunstdrama zum Herold des populären Gesanges machten: Shakespeare in England, Molière in Frankreich, in Deutschland der junge Goethe.“ (Was ihr wollt; Misanthrope, Claudine von Villabella.) Schmidt kam durch einen glücklichen Zufall in den Besitz einer eigenhändigen Bürgererschen Abschrift der berühmten Ballade. Boie hat die Abschrift mit kritischen Randbemerkungen versehen, welche auch zum Teil für die letzte Fassung des Gedichts, die in den Werken des Dichters vorliegt, benutzt wurden. An die Mitteilung seines wertvollen Autographs — er druckt es mit diplomatischer Treue ab — knüpft Schmidt sehr interessante Studien über die Entstehungsgeschichte des Gedichts und die Verbreitung seines Motivs (allzu leidenschaftliche Trauer um den gestorbenen Geliebten stört ihm die Grabesruhe, und er kommt, sein Liebchen zu holen) in der europäischen Volkspoesie. Nun folgen Charakterbilder aus dem Goethischen Lebenskreise. „Frau Rat Goethe“ wird auf Grund ihrer vielen neu publizierten Briefe in ihrer unverwüßlichen Lebensfreude geschildert. Dabei wird auch das Verhältnis Bettinens zu Goethe und seiner Mutter skizziert. An eine Besprechung der Schrift des Pfarrers Lucius über Friederike Brion von Sessenheim werden Bemerkungen über den Nachklang dieses Verhältnisses in Goethes Dichtung, über des tollern Lenz Taktlosigkeiten geknüpft. Die Studie „Aus der Wertherzeit“ führt uns in das Haus der Sophie von La Roche, der „Sternheim,“ wie man sie nach ihrem ersten Roman zu nennen liebte. Die Spuren der Entwicklung von Maximilianens Erscheinung auf Goethes Jugendroman werden verfolgt. Von den höchsten Gesichtspunkten wird in großen Zügen das Bild der Frau von Stein entworfen und vor allem ihr Einfluß auf Goethes poetische Produktion dargelegt. Am wärmsten spricht Schmidt von der anmut- und geistvollen Mitarbeiterin an Goethes Westöstlichem Divan, von Marianne v. Willemer= „Suleika“; bei der Mitteilung ihres Sehnsuchtsliedes: „Ach, um deine feuchten Schwingen“

wird der Vortragende einmal wirklich begeistert. Auch der vor einem halben Jahre verstorbene Senner Verlagsbuchhändler F. J. Frommann wird als zum Goethischen Kreise gehörig aus der Kenntnis eines persönlich freundschaftlichen Verkehrs abkonterfeit. „Zur Schillerliteratur“ ist eine schwache Abschlagszahlung auf vielleicht später einmal erscheinende Schillerstudien. Offenbar fehlt Schmidt das rechte Verhältnis zum Rantianer und Idealisten Schiller; seine Apologie klingt sehr gezwungen und reserviert.

Die folgenden vier Essays über Heinrich von Kleist als Dramatiker, Ferdinand Raimund, Berthold Auerbach und Theodor Storm führen uns in die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In allen diesen Charakterbildern geht Schmidt auf die Ableitung der poetischen Produktion und Eigenart aus dem persönlichen Charakter des Dichters ein. Er sucht überall nach einem psychologischen Zentrum und weiß es glücklich zu finden. Bei Heinrich von Kleist ist es eine Bemerkung Julian Schmidts, die ihn das Zentrum finden ließ. „»Verwirre mein Gefühl mir nicht!« ruft einmal der Held der »Hermannsschlacht«, und Julian Schmidt giebt die bündige Anmerkung: »Echt kleistisch«. Allerdings, man dürfte diesen Vers als Motto über alle Dramen und Novellen, die ich hier nur streife, setzen. Schon der ablehnende Goethe hat es kurz formuliert, daß »Verwirrung des Gefühls« das eigenste Thema Kleists ist. Selbst der Ausdruck kehrt in leichten Variationen überall wieder u. s. w.“ In der Einleitung wendet sich Schmidt „gegen zwei so verderbliche wie beliebte Deklamationen.“ Heinrichs von Kleist Kraft bewundern — fährt er aus — bedeutet etwas andres, als die ungeleckten Jungen der sogenannten Kraftgenies für die höchsten Leistungen deutschen Shakespearetums ausrufen, und wenn wir den ernsten Blick auf dem Trümmersfelde dieses Erdens wallens ruhen lassen, wollen wir nicht zu den literarischen Leichenbittern zählen, die so gern eine lange Reihe von »Schmerzenskindern« der deutschen Poesie vorbeitreiben, um ihr Wehe! Wehe! erschallen zu lassen: es liege ein Fluch auf den deutschen Dichtern, und das Mal der Dichtung sei ein Raintempel. Wir treten vor Trippels Goethebüste und entdecken das Freiligrathsche Brandmal nicht auf dieser reinen apollinischen Stirn, wohl aber sagt uns der Liebling der Götter, daß ihm die Unendlichen alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen die unendlichen, ganz gegeben haben.“ Übrigens halten wir diesen Essay Schmidts über den unglücklichen preussischen Dichter nicht für seine beste Arbeit, wenn sie auch durch den literarischen Streit zwischen Paul Schlenther und Theophil Zölling über die Grenzen, die der Entlehnung wissenschaftlicher Resultate eines Forschers gestellt sind, am meisten bekannt geworden ist.

Auch bei Raimund weiß Schmidt mit glücklichem Scharfblick das Zentrum seines Wesens zu finden. Er sagt: „Ferdinand Raimund ist eine tragische Erscheinung, die mit angeborener Schwermut sich im herben Widerstreite des Wollens und Könnens verzehrte. Selbst eine scheinbar sehr lustige Anekdote

hat den ernstesten Hintergrund: Raimund und Grillparzer schauen in der Schönbrunner Menagerie den verwegenen Turnkünsten der Affen zu; »Sie, das ist schwer«, sagt Raimund gewichtig, und Grillparzer erwidert: »Hat's Ihnen wer geschafft?« Raimund läßt sich alles, was er nicht kann, imponiren, sogar die Gaukelei und Schankerei der Paviane und Meerkatzen. Auch davor hat er allen Respekt und macht große Augen. Das »Schwere« aber, das er gar zu gern leisten möchte, ist ein Drama hohen Stils. »G'schafft« hat ihm das niemand außer dem nach erhabenen Ehren lechzenden Dämon in seinem Innern. Während Grillparzer nur an Aufgaben geht, die er lösen kann, hat sich Raimund die Brust an Aufgaben, denen seine Kraft und Bildung nicht gewachsen war, wund gerungen. Für uns bedeuten »Alpenkönig und Menschenfeind« und der »Verschwender« Gipfel, für ihren Schöpfer nicht. Höher hat er emporgestrebt und war gesunken. Die Triumphe auf der Vorstadtbühne gewährten ihm kein freudiges Vollgefühl künstlerischen Vermögens.“

Ueber Berthold Auerbach berichtet Erich Schmidt in zwei Charakteristiken; die erste ist ein Nekrolog, der aus persönlichem Verkehr den Dorfgeschichtenschreiber sine ira et studio schildert; die zweite eine Studie über Auerbachs Briefe an seinen Onkel Jakob. In diesen Briefen hat der Dichter selbst eine ausführliche Beichte über alle seine Handlungen unmittelbar abgelegt, und da er ein Mensch war, der viel über sich selbst grübelte, so legte er dem Essayisten selbst den Angelpunkt dar, von dem sein Charakter und seine Produktion erklärt werden könnten. Schmidt schreibt: „Die Naturwissenschaft nennt es Atavismus, wenn Eigentümlichkeiten der Vorfahren mit Ueberspringung ganzer Generationen bei den Enkeln wieder hervortreten. Solche Erscheinungen sind auch dem geistigen Gebiete nicht fremd, und Auerbachs Wesen läßt sich atavistisch begreifen: »Der leichtlebige lustige Musikant von mütterlicher und der ernst vornehm grüblerische Rabbi von väterlicher Seite, das ist eine seltsame Mischung.« Eine Fülle von Beobachtungen ist diesem einmal erkannten Dualismus in dem Sohne des Nordstetter Hausirers abzugewinnen.“ Schmidt charakterisiert mit Eindringlichkeit diese reiche Dichterpersönlichkeit und betont mit Nachdruck seine deutschnationale Gesinnung.

Schwieriger war dieser Angelpunkt bei einem Dichter wie Storm zu finden, der selbst in seiner Lyrik verschwiegen ist und sonst auch nicht von sich spricht, und dessen dichterische Motive von großer Mannichfaltigkeit sind. Offenbart er doch gerade jetzt in seinem vorgerückten Alter eine neue Steigerung seines Könnens. Dennoch hat Schmidt, der allerdings auch persönlich mit dem Dichter genau vertraut ist, auch hier einen treffenden Ausgangspunkt für seine Charakteristik gefunden. Von dem in Norddeutschland mehr als im Süden verbreiteten Sinn für die Poesie des Hauses geht Schmidt aus: „Theodor Storm ist ein Sohn der kleinen schleswig-holsteinischen Stadt Husum und stammt mütterlicherseits aus einer daselbst alteingesessenen Familie. In solchen nordischen Häusern giebt es keinen raschen Wechsel, sondern eine langlebige Generation löst die andre sacht ab. Alte Traditionen werden sorglich vererbt, wie Kästchen und Truhe die Halskette und das Brautkleid der Urahne bewahren; jedes Geschlecht erzählt dem folgenden seine Erfahrungen; nicht nur im Bilde bleibt der Geschiedene den Nachgebornen nahe; ernste und heitere Geschiedenen, gewichtige oder scherzhafte Aeußerungen bleiben nicht aus. Ein starkes Familiengefühl und eine feste Freundschaft erzeugen fort und fort eine in besten Sinne gemüthliche Geschlossenheit. Pietät, Treue, Andacht auch für

das Kleine wohnen gleich guten deutschen Hausgeistern in den alten Räumen, wo oft Urbäterhausrat mit modernem Fabrikat friedliche Nachbarschaft hält und manches Stück dem sinnenden Betrachter verklungene Töne, verblichene Bilder wiederum vor die Seele ruft." Man kann die Stormsche Grundstimmung nicht treffender kennzeichnen, als es Schmidt in diesen Worten gethan hat! Später findet er noch das glückliche Wort der „Resignationspoesie“ für die Lieblingsmotive Storms und gestaltet das Bild des Dichters überhaupt mit der wärmsten Hingebung aus. Abgeschlossen ist natürlich diese Arbeit nicht, und Storm wird hoffentlich noch Anlaß zu vielen neuen Entdeckungen an seiner Kunst geben.

Schließlich sei noch der für sich allein dastehende Essay: „Elfriede-Dramen“ genannt, ein Gegenstück zur Lenorenstudie der ersten Hälfte des Buches. Die Tragödie „Elfriede“ von Paul Heyse gab Schmidt den Anlaß, die von vielen Dichtern seit langen Jahrhunderten erfolglos versuchte Dramatisierung des interessanten Motifs historisch zu verfolgen und daran eine Kritik des Heyse'schen Dramas anzuschließen. Schmidt sucht auch Heyse's dramatischer Thätigkeit gegenüber eine gerechtere Haltung einzunehmen, als er sie bei andern Kritikern findet, die dem Meister der Novelle von vornherein die dramatische Thätigkeit abraten wollen.

Damit hätten wir in flüchtigen Zügen den Inhalt dieses wertvollen Bandes umrissen. Wir lernen daraus Erich Schmidt als einen ebenso gelehrten wie feinsinnigen Forscher kennen. Er ist ein am Leben der Gegenwart teilnehmender Historiker. Als er in Straßburg war, ließ er sich durch den *genius loci* zu den Studien über die elsässische Vergangenheit anregen, und in Wien vertiefte er in sich die österreichischen Zustände, deren rühmlichere Geschichte freilich erst mit Grillparzer und Raimund anhebt. Diese Teilnahme am Leben in Verbindung mit der historischen Forschung, diese „Aktualität“, welche keineswegs hinter der Jahreszahl 1832 einen dicken Strich macht, ist besonders charakteristisch für den Charakteristiker. Er ist kein philosophischer, prinzipienlegender Geist wie Wilhelm Scherer, sondern ein eminent historischer Kopf. So ist z. B. bezeichnend für ihn, daß er ästhetische Prinzipienfragen am liebsten durch Aussprüche großer Dichter wie Goethe oder auch Hebbel belegt; über die Kunst haben nach ihm, könnte man schließen, die Künstler allein das entscheidende Wort. Er selbst ist nichts als Historiker. Und in diesem Geiste ist das wissenschaftliche Bekenntnis gehalten, welches er in der Schlußabhandlung seines Buches ablegt. Es ist die wesentlich verbesserte Antrittsvorlesung über die „Wege und Ziele der Literaturgeschichte“, welche er bei seinem ersten Auftreten in Wien gehalten hat. Es ist keine äußerliche Notiz, wenn Erich Schmidt in einer kleinen Fußnote auf das während des Druckes der „Charakteristiken“ erschienene geistvolle Werk von Ottokar Lorenz über die „Geschichtswissenschaft“ verweist; dieselbe Grundanschauung von der Aufgabe aller historischen Forschung ist in beiden Gelehrten lebendig wirksam. Wie Lorenz es als die Aufgabe der Geschichtswissenschaft erklärt, darzustellen, wie es gekommen sei, daß wir jetzt gerade in solchen und keinen andern politischen Zuständen existiren, so will auch die Literaturgeschichte Erich Schmidts aus dem vollen Gefühl der Gegenwart, ihres künstlerischen Geschmacks und ihrer Bildungszustände die Vergangenheit anschauen. Darum ist auch keiner mehr Feind der sich selbst genügenden und anmaßenden wissenschaftlichen Handlangerarbeit als eben Erich Schmidt. An diesem frischen, kräftigen, lebensfrohen Geiste muß man seine Freude haben.